

Renate Ahrens
Das verschwiegene Land



DAS VER SCHWIEGENE LAND

Renate Ahrens
Roman

1. Auflage 2025

ars remata, Neuackerstrasse 5b, 5408 Ennetbaden

© 2025 by ars remata, Ennetbaden

Buchgestaltung: Bonye Dawson-Kropf, ars remata

Korrektorat: Regula Walser, Zürich

Autorinnenfoto: Inga Sommer, Hamburg

Titelbild: Shutterstock (Foto lizenziert)

Druck: Bürli AG, Döttingen

Bindung: Buchbinderei Besserer AG, Nesselbach

Printed in Switzerland, klimaneutral gedruckt

ars remata heisst Kunst | Worte und setzt sich zusammen aus dem lateinischen ars = Kunst und dem griechischen rhemata (ρήματα) = Worte.

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung bedarf der schriftlichen Einwilligung des Verlages.

ISBN 978-3-9526200-5-2

arsremata.ch

info@arsremata.ch



printed in
switzerland

Für Alan

1

Manchmal, wenn Andrea ihr Uni-Büro betrat, sah sie den Raum mit den Augen einer Fremden. Sah die vielen Bücherstapel auf dem Fußboden, den Schreibtisch voller Vorlesungsnotizen, Leselisten, Fotokopien, Karteikarten, Examensarbeiten. Sah den leeren Kaffeebecher, die Schachtel Gitanes, die Schreibmaschine. Heute war so ein Tag. Du müsstest endlich mal aufräumen, murmelte sie und schob den Gedanken im nächsten Moment wieder beiseite. Solange sie fand, was sie suchte, brauchte sie keine Ordnungssysteme. Sie griff nach einer Zigarette und setzte sich auf die Fensterbank. Schon beim ersten Zug fiel die Anspannung von ihr ab. Das Seminar hätte nicht besser laufen können. Sie hatte sich in der sonst so stil- len Studentin getäuscht. Ihr Referat über *Das siebte Kreuz* war ausgezeichnet gewesen. Sie würde dem Organisationskomitee der Anna-Seghers-Tagung vorschlagen, sie als Referentin einzuladen, auch wenn sie noch kein Examen hatte.

Gleich Viertel vor sieben. Sie hatte es wieder nicht geschafft einzukaufen. Sollte sie Marcel anrufen und ihn fragen, ob er etwas zu essen mitbringen könnte? Nein. Er sorgte ständig dafür, dass sie nicht nur Käsebrote und Bananen aß. Am einfachsten war es, nachher in die Pizzeria bei ihr um die Ecke zu gehen.

Als sie das Fenster öffnete, um zu lüften, bemerkte sie, dass sich unten vor dem Phil-Turm eine größere Gruppe von Leuten versammelt hatte, die lautstark miteinander diskutierten.

Jetzt drohte ein älterer Mann einem jüngeren mit der Faust. Vielleicht waren sie betrunken.

Andrea machte das Fenster wieder zu, drückte ihre Zigarette aus und packte ein paar Bücher und die Unterlagen für ein Gutachten, das sie zu schreiben hatte, in ihre Aktentasche. Der Riss an der Seite musste dringend genäht werden, sonst würde sie nicht mehr lange halten. Mutter hatte ihr zur Promotion einen dieser glatten Aktenkoffer schenken wollen, aber sie hing an Vaters alter, brauner Ledertasche mit den schönen Schlossern, die er schon als Lehrling gehabt hatte.

Sie steckte noch ihr Feuerzeug ein, dann verließ sie ihr Büro und lief die Treppen hinunter. Draußen schlug ihr ein starker Wind entgegen, die Sonne war hinter den Wolken verschwunden. Ihre Regenjacke hatte sie neulich bei Marcel vergessen. Mit etwas Glück würde sie im Trockenen nach Hause kommen.

Ihr Fahrrad stand nicht weit von der diskutierenden Gruppe entfernt. Sie hörte, dass es um die Rede ging, die Richard von Weizsäcker vormittags im Deutschen Bundestag gehalten hatte. »Wie kann der Bundespräsident behaupten, dass der 8. Mai '45 ein Tag der Befreiung war?«, rief eine Frau in Mutters Alter. »Wir haben den Krieg verloren!« Eine andere griff nach ihrem Arm. »Lass gut sein, Gerda. Es hat keinen Zweck, mit diesen Kommunisten zu streiten.« Schimpfend zogen die beiden Frauen davon.

Andrea wusste bisher nichts Näheres über den Inhalt der Rede. Aber als sie vorhin auf dem Flur ihrer neuen Kollegin Karla begegnet war, hatte diese erwähnt, dass noch kein Politiker so über die Bedeutung des Kriegsendes gesprochen habe. Damit werde er bei den Konservativen mit Sicherheit auf Kritik stoßen.

Während sie die Bundesstraße entlangadelte, überlegte sie,

was die Eltern von dem Satz des Bundespräsidenten halten mochten. Sie hatten mit ihr nie über den Krieg reden wollen, und Gesprächen über Politik wichen sie auch konsequent aus. Aber in diesem Fall war es vielleicht etwas anderes. Richard von Weizsäcker war CDU-Mitglied, genau wie sie, und zumindest ihre Parteifreunde würden sie fragen, was sie von seinen Aussagen hielten.

Schon wieder stand eine Ampel auf Rot. Und jetzt fing es doch an zu regnen. Andrea schlug den Kragen ihrer Lederjacke hoch. Noch ein paar Minuten, dann war sie zu Hause.

Ja, bei Vaters großer Geburtstagsfeier am Samstag würde die Rede bestimmt zur Sprache kommen.

Gern auch mit Partner, wenn es da jemanden gibt, hatte er handschriftlich auf der Einladungskarte ergänzt. Sie wusste, er meinte es gut. Auf seine etwas unbeholfene Art versuchte er herauszufinden, wie sie lebte. Natürlich beunruhigte es ihn, dass sie sich seit einem Jahr immer mehr von Mutter und ihm zurückgezogen hatte. Bei dem Gedanken, ihm gegenüber nicht ehrlich sein zu können, schnürte sich ihre Kehle zu. Aber es war nicht zu ändern. Sie würde ohne Marcel zu der Feier gehen.

Die Ampel sprang auf Grün. Sie trat in die Pedale und hatte die Straße schon fast überquert, als sie einem entgegenkommenden Radfahrer ausweichen musste. Sie geriet auf dem nassen Untergrund ins Rutschen, das Vorderrad streifte die Bordsteinkante, dann stürzte sie. In dem Augenblick kam ein Motorrad mit quietschenden Bremsen dicht neben ihr zum Stehen. Der Fahrer schrie sie an, wenn sie nicht Fahrrad fahren könne, solle sie zu Fuß gehen, und fuhr weiter. Sie schaute ihm fassungslos nach. So ein Idiot. Zitternd stand sie auf und schob ihr Rad auf den Gehweg und weiter bis zum Vordach einer Drogerie. Sie spürte einen stechenden Schmerz im linken Handgelenk.

Hoffentlich war es nicht gebrochen. Ihr Knie hatte auch etwas abbekommen, aber immerhin konnte sie es bewegen. Wahrscheinlich hatte sie nur eine Schürfwunde.

»Hier ist Ihre Tasche«, hörte sie da jemanden sagen.

Vor ihr stand ein schlaksiger Junge mit einer Baseballkappe und hielt ihr die nasse Aktentasche hin.

»Oh, ich hatte noch gar nicht bemerkt, dass ich sie verloren habe.«

»Das war knapp eben«, murmelte er und half ihr, die Tasche wieder auf den Gepäckträger zu schnallen. Zum Glück war sie nicht weiter eingerissen.

»Danke.«

Langsam machte sie sich auf den Weg. Ans Fahren war nicht zu denken, schon das Schieben fiel ihr schwer. Und Wut kroch in ihr hoch. Warum hatte sie nicht besser aufgepasst? Sie kannte diese Strecke nach Eimsbüttel seit elf Jahren, fuhr sie doch auch bei Regen und Schnee. Gestürzt war sie noch nie. Sie hätte nicht über Vaters Geburtstagsfeier nachdenken dürfen.

Endlich erreichte sie die Rombergstraße. Beim Anblick des blauen Renaults vor ihrem Haus hielt sie inne. Sie hatte gehofft, dass Marcel sich verspäten würde und sie noch Zeit hätte, ihr Handgelenk zu kühlen.

Es würde ihr nicht gelingen, das Rad in den Keller zu tragen. Sie musste es am Zaun anschließen, und das war schwierig genug. Sobald sie ihre linke Hand bewegte, hätte sie aufschreien können.

Im Treppenhaus roch es nach Kohlrouladen. Lag es an ihren Schmerzen, dass ihr der Geruch so viel ausmachte? Überhaupt schien sie alles deutlicher wahrzunehmen als sonst. Hatte heute Morgen im ersten Stock schon der Schrubber in der Ecke gestanden? Im zweiten waren die Grünlilien und Farne in der

Blumenkrippe längst vertrocknet. Und im dritten hatte jemand vergessen, seine Mülltüte mitzunehmen.

Im vierten klemmte die Schwenktür nach draußen. Aber dann stand sie auf dem schmalen, überdachten Gang, der zu ihrer Wohnung führte. Es hatte aufgehört zu regnen. Der Wind rauschte in den Bäumen. Unten im Innenhof kämpften zwei Katzen miteinander. Und irgendwo spielte jemand Saxophon, eine melancholische Melodie, die ihr Tränen in die Augen trieb.

»Andrea?«

Sie drehte sich um und sah Marcel in der offenen Eingangstür stehen. »Hallo.«

Erschrocken kam er auf sie zu. »Du bist ganz bleich. Was ist passiert?«

»Ich hatte einen Fahrradsturz.«

»Oje.« Er nahm ihr die Tasche ab und gab ihr einen Kuss. »Komm.«

Sie folgte ihm in die Küche. Es duftete nach Ratatouille, der Tisch war gedeckt, sogar an Oliven hatte er gedacht. »Schön, dass du was zu essen mitgebracht hast.«

Er lächelte. »Ich hatte so eine Vermutung, dass es bei dir nichts geben würde.«

Sie sank auf einen Stuhl und betrachtete ihr Handgelenk. Es war rot, heiß und geschwollen und tat höllisch weh. »Kannst du mal nachsehen, ob ich Eiswürfel habe?«

»Solltest du die Hand nicht besser röntgen lassen?«

»Nur, wenn das Kühlen nicht hilft.«

Es gab Eiswürfel. Während Marcel kleine Gefrierbeutel damit füllte, erzählte sie ihm von ihrem Sturz.

»Das klingt schlimm.« Er reichte ihr ein Handtuch und einen der Beutel. Die anderen legte er ins Eisfach.

»Danke.«

»Wenn wir eine gemeinsame Wohnung in der Uni-Gegend hätten, müsstest du nicht mehr bei jedem Wetter mit dem Rad fahren.«

»Marcel, ich kann das noch nicht. Das weißt du doch.«

»Wann wirst du's denn können?«

»Ach, hör auf!« Andrea sah ihm zu, wie er das Ratatouille aufwärmte und ihnen Rotwein einschenkte. Warum musste er ausgerechnet heute dieses Thema wieder anschneiden? »Bist du mit deinem Exposé vorangekommen?«

»Nein, ich habe Probleme mit der Entwicklung des Plots. Irgendwas an der Geschichte stimmt noch nicht.«

»Willst du mir den Text zu lesen geben?«

»Lass mich erst mal allein weiter darüber brüten.« Marcel füllte die Teller, reichte ihr ein Stück Baguette, und sie begannen zu essen.

»Hast du Weizsäckers Rede gehört?«

»Ja, die hat mich sehr beeindruckt. Er zitiert darin ein jüdisches Sprichwort: *Das Vergessenwollen verlängert das Exil - das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.*«

»Was für ein Satz!« Andrea musste an Mutter denken. Bei ihr war Erinnerung verboten.

»Ich habe schon mit meiner Schwester telefoniert. In Frankreich ist die Rede auch sehr positiv aufgenommen worden.« Er deutete auf den Kühlbeutel. »Brauchst du einen neuen?«

»Ich mache eine kurze Pause.«

Er nahm seine Brille ab und fuhr sich mit der Hand über den Bart. »Kein einfacher Tag. Dagmar hat mir heute verkündet, dass sie den Betreuungsrhythmus für Frédéric in den nächsten zwei Wochen nicht einhalten kann. Sie schreibt eine Reportage über Cornwall und will dort ein paar Leute interviewen.«

»Warum sagt sie dir das eigentlich immer erst so kurz vorher? Ihr musstet doch neulich erst alle Pläne umschmeißen.«

»Ja. Frédéric weiß schon gar nicht mehr, wer ihn an welchen Tagen vom Kindergarten abholt.«

Es ärgerte Andrea, dass Marcels Ex-Frau ihn so ausnutzte und er sich nicht wehrte. Sie war ihr bisher nicht begegnet, aber demnächst sollte ein Treffen stattfinden. Erst dann würde Dagmar es erlauben, dass Frédéric zu ihr in die Wohnung kam.

»Übrigens« Marcel sah sie fragend an. »Ich habe die Einladung zum fünfundsechzigsten Geburtstag deines Vaters auf deinem Schreibtisch liegen sehen.«

Ihr stieg das Blut in den Kopf. Sie hatte die Karte in die Schublade zurücklegen wollen.

»Ich war überrascht, dass du die Feier noch gar nicht erwähnt hast. Sie ist ja bereits in drei Tagen.«

Andrea stand auf, um sich einen neuen Kühlbeutel aus dem Eisfach zu holen. Auch diese Diskussion wäre ihr heute Abend lieber erspart geblieben.

»Die handschriftliche Notiz deines Vaters ist wie eine Aufforderung, endlich mit der Heimlichtuerei aufzuhören.«

»Nein. Ich habe dir doch schon mehrmals erklärt, wie schwierig die Situation ist.«

»Ja, ich weiß, dass deine Mutter nach dem Krieg mit ihrem Heimatland gebrochen hat und bei euch alles Französische tabu ist. Trotzdem könnten wir ...«

»Ihre Familie, die Nachbarn, alle haben sie dafür verachtet, dass sie sich während der Zwangsarbeit in Berlin in einen deutschen Soldaten verliebt hat«, unterbrach Andrea ihn. »Sie hatte sich mit dem Feind eingelassen und galt somit als Verräterin.«

»Das ist vierzig Jahre her. Es muss doch möglich sein, irgendwann darüber zu reden.«

»Meine Mutter hat immer wieder depressive Schübe. Ich kenne ihre Geschichte auch nur aus den Erzählungen meines Vaters. Schon als Kind musste ich ihm versprechen, dass ich sie nie nach der Vergangenheit fragen würde.«

»Wenn sie erfährt, dass du dich in einen Franzosen verliebt hast, gibt es vielleicht die Chance auf eine Veränderung.«

»Ich glaube, du willst es einfach nicht begreifen!«, rief Andrea. »Sie wird entsetzt sein. Deshalb kann ich nicht mit dir zusammen bei der Feier auftauchen. Da würde es garantiert einen Eklat geben. Und ich will meinem Vater den Geburtstag nicht verderben.«

»Aber wie lange soll das noch so weitergehen?«

»Setz mich nicht unter Druck.«

»Du stehst nicht zu mir.«

Andrea warf den Beutel in die Spüle und lief aus der Küche. Im Badezimmer ließ sie kaltes Wasser über ihr Handgelenk laufen. Sie fand es selbst beschämend, dass sie Marcel vor ihren Eltern versteckte. Doch sie fürchtete sich vor Mutters Reaktion. Nie würde sie den Tag vergessen, an dem sich für sie alles verändert hatte. *In der Wohnung ist es still. Ich stehe vor der Tür zum Schlafzimmer. Nach dem Mittagessen darf ich Mama nicht stören. Da muss sie ruhen. Aber das Mittagessen ist lange vorbei. Mama?, rufe ich. Sie antwortet nicht. Ich drücke die Klinke herunter. Im Zimmer ist es dunkel. Mama liegt auf dem Bett und schläft. Sie hat sich nicht zugedeckt. Mama, aufwachen! Sie bewegt sich nicht. Ich rüttle an ihrem Arm. Mama, wach doch auf! Wach auf!*

»Andrea, hör mir mal zu ...« Marcels Stimme klang weich.

Ihre Blicke trafen sich im Spiegel. Er schaute sie ernst an. Um ihren Mund herum zuckte es. Nein, sie würde jetzt nicht anfangen zu weinen.

»Du bist dreißig Jahre alt«, fuhr er fort, »und du hast so viel erreicht. Du liebst deinen Beruf, bist finanziell unabhängig und hast auch sonst deinen eigenen Kopf.«

Sie drehte den Wasserhahn zu und trocknete vorsichtig ihre Hand ab. Vielleicht war die Schwellung schon etwas zurückgegangen.

»Wir sind erwachsen und können selbst bestimmen, wie und mit wem wir leben wollen.«

»Ja ...«

»Du darfst dich von den Depressionen deiner Mutter nicht so beeinflussen lassen.«

»Sie hat versucht, sich das Leben zu nehmen«, brach es aus ihr heraus. »Mit Schlaftabletten. Ich war fünf. Mein Vater hatte in Süddeutschland zu tun und sollte erst ein paar Tage später wiederkommen. Ich habe sie gefunden und bin zu den Nachbarn gelaufen, um Hilfe zu holen. Das hat sie mir nie verziehen. Manchmal denke ich, sie hasst mich.«

Marcel nahm sie in die Arme. »Ich hatte keine Ahnung, dass sie dir so etwas angetan hat.«

»Seitdem haben mein Vater und ich immer Angst gehabt, sie könnte es noch einmal versuchen.«

»Aber selbst wenn es so wäre, würde euch keine Schuld treffen.«

»Das sagst du so einfach.«

»Nein, das ist so. Und ich glaube, es würde dich entlasten, wenn du es auch so sehen könntest.«

Andrea strich sich über die Stirn. Sie wünschte, sie hätte Mutters Selbstmordversuch nicht erwähnt.

»Mir leuchtet ein, warum du allein zu der Feier gehen willst. Aber vielleicht findest du einen Weg, irgendwann mit deinem Vater über uns zu sprechen.«

»... Ich versuch's.«

Sie gingen in die Küche zurück und tranken noch ein Glas Wein. Andrea rauchte eine Zigarette, kühlte weiter ihr Handgelenk und dachte über Marcels Worte nach. Auf einer rationalen Ebene wusste sie, dass er recht hatte. Und gleichzeitig war die Vorstellung unerträglich, dass sie Mutter in eine Krise stürzen könnte.

2

Februar 1942

Yonne hängte im Hof die Wäsche auf, als Bruno anfing zu schreien. Sie seufzte. Seitdem er Zähne bekam, verging keine Stunde, ohne dass er sich lauthals meldete. Das war bei ihren vier anderen Geschwistern nicht so gewesen.

»Kann sich vielleicht mal jemand um den Kleinen kümmern?«, rief sie und klammerte ein zerschlissenes Bettlaken an die Leine.

Keine Antwort, nur das Tuscheln der Zwillinge. Dann wurde die Haustür zugeschlagen. Die beiden hatten sich also mal wieder aus dem Staub gemacht. Pascals Schicht war erst um sechs zu Ende. Und wo steckte Catherine?

Yvonne ließ den Wäschekorb stehen und lief in die Wohnküche, wo Bruno mit hochrotem Kopf in seinem Bettchen lag und schrie. »Ist ja gut«, murmelte sie und nahm ihn auf den Arm. Sie strich ihm über den Rücken, und allmählich beruhigte er sich.

Dafür hörte sie jetzt ein Wimmern aus dem Schlafzimmer. Sie öffnete die Tür und sah Mutter in ihrem zerwühlten Bett liegen. Ihr Gesicht war aufgedunsen, und zwischen ihren fettigen Haaren schimmerte die Kopfhaut durch. Es stank nach Alkohol, Schweiß und Urin. »Was ist? Warum stehst du nicht auf?«

»Ach, Yvonne ...«

»Du hast getrunken.«

»Nein.«

»Ich rieche es doch.«

Bruno begann wieder zu weinen. Yvonne schloss einen Moment lang die Augen. Sie war so müde.

»Bring mir ein Glas Wasser.«

»Was soll ich denn noch alles machen? Wenn Vater nach Hause kommt, muss das Essen fertig sein.«

»Kann Catherine dir nicht helfen?«

»Die ist nicht da.«

»Ich bin wohl da«, ertönte eine Stimme hinter ihr.

Yvonne drehte sich um. Vor ihr stand ihre Schwester mit verheultem Gesicht und zwei aufgeschlagenen Knien.

»Wie ist das passiert?«

»Die anderen haben mich geschubst.«

»Oje.«

»Da muss Jod drauf«, brummte Mutter.

»Dann steh auf und versorg deine Tochter.«

»Mach du das.« Sie drehte sich auf die Seite und verschwand unter ihrer Decke.

»Komm«, sagte Yvonne und legte einen Arm um Catherine's Schulter. »Mutter geht's nicht gut.«

Sie legte Bruno in sein Bett, und zum Glück schlief er sofort ein.

Im Küchenschrank fand sie das fast leere Jodfläschchen. Aber für dieses Mal würde es reichen.

Als sie Catherine verarztet hatte und Mutter das Wasser bringen wollte, drang lautes Schnarchen aus dem Schlafzimmer. Sie stellte das Glas auf ihren Nachttisch und zog die Tür leise hinter sich zu.

»Hilfst du mir beim Kartoffelschälen?«

»Muss ich das?«

»Bitte.«

»Na gut. Gibt's wieder Suppe?«

»Ja.«

»Mit Fleisch?«

»Nein. Wir haben nur noch ein Stück Speck.«

»Ich würde so gern mal wieder Fleisch essen.«

»Rate mal, wer noch.«

»Wann ist dieser blöde Krieg denn endlich vorbei?«

»Das wüsste ich auch gern.«

Während sie Kartoffeln schälten, dachte Yvonne an die Plakate, die im Ort hingen. Die deutschen Besatzer warben um Arbeitskräfte, die bereit waren, nach Deutschland zu gehen und dort in Fabriken zu arbeiten. Sie nahmen auch Menschen wie sie, die nichts gelernt hatten, sondern mit vierzehn die Schule hatten verlassen müssen und seitdem immer wieder arbeitslos gewesen waren. Fünf Jahre ging das nun schon so. Ihre Freundinnen Francine und Jeanne hatten beschlossen, sich zu melden.

»Die Löhne sind höher als in Frankreich«, hatte Francine gestern Abend gesagt, als sie sich bei Jeanne getroffen hatten, um Strümpfe zu stopfen. »Und zusätzlich wird noch mal die Hälfte von dem, was wir im Monat verdienen, an unsere Familien ausbezahlt, oder es kommt auf ein Sparbuch in unserem Namen.«

»Ehrlich?«

»Ja, und das ist noch nicht alles!« Jeannes Stimme überschlug sich fast. »Beim Aufbruch nach Deutschland kriegt jede von uns tausend Francs.«

»Was??«

»Und fürs Wohnen und Essen müssen wir nichts bezahlen.«

»Das gibt's doch nicht.«

»Eine Nachbarin, die nächste Woche aufbricht, hat mir ihren Vertrag gezeigt. Das steht da genauso drin.«

»Ich weiß nicht ... Hitler und die Deutschen sind doch unsere Feinde«, hatte sie eingewandt.

»Seit Frankreichs Niederlage vor zwei Jahren arbeitet unsere Regierung mit den Deutschen zusammen«, erklärte Francine.
»Was soll sie sonst auch machen?«

»Das heißt, unsere Regierung ist dafür, dass wir nach Deutschland gehen und dort Arbeit annehmen?«, fragte sie ungläubig.

»Jaaa!«, riefen beide wie aus einem Munde.

Und dann erzählten sie ihr, dass aus ihrem Département Pas-de-Calais und überhaupt aus der nordfranzösischen Provinz viele Frauen Stellen in Berliner Rüstungsfabriken bekommen hätten. Bei dem Wort Berlin leuchteten ihre Augen. Und auch Yvonne fand, dass Berlin nach einem großen Abenteuer klang.

»He, träumst du?« Catherine gab ihr einen Knuff in die Seite und schaute sie stirnrunzelnd an.

»Nein, ich ...«

»Haben wir nicht längst genug Kartoffeln?«

»Ja.«

»Ich dachte, wir müssten uns beeilen.«

»Das müssen wir auch.« Yvonne sah auf die Küchenuhr. »Oh, mein Gott, schon halb sieben.«

Jetzt fing zu allem Überfluss Bruno wieder an zu weinen.

»Dieses ewige Geflenne!«, stöhnte Catherine. »Das ist doch nicht normal.«

»Der hat bestimmt Hunger. Kannst du ihm mal die Flasche geben?«

»Er will immer zu dir.«

»Ja«, fauchte Yvonne und nahm ihn hoch. »Weil ich hier die Einzige bin, die sich um ihn kümmert.«

»Was kann ich denn dafür, dass Mama und Papa unbedingt noch ein Kind kriegen mussten?«